



# Zum Selbstverständnis der Soziologie als Wissenschaft – Anmerkungen zu ihrer Schwäche und Überlegungen zu ihrer Stärkung<sup>1</sup>

*Sascha Liebermann und Thomas Loer*

## Ausgangspunkt

Seit einigen Jahren werden wieder einmal Bemühungen unternommen, die deutsche Universität zu reformieren. Lange Diskussionen und Beschlüsse auf nationaler und transnationaler Ebene sind den Bemühungen vorausgegangen. Ohne eine Bestimmung dessen, was der Zweck der Universität generell und damit in unserem Fall der Zweck der Soziologie an der Universität im Besonderen sei, werden wir keine Antwort darauf finden, worin wirkliche, der Universität förderliche Reformen bestehen könnten. Auch wenn wir uns hier mit der Lage der Soziologie befassen, erlaubt sie uns doch, auf die Lage der Universität im Ganzen, damit auch auf die der Wissenschaft zu schließen. Denn bei allen Differenzen zu den naturwissenschaftlichen Disziplinen hinsichtlich des Gegenstandsbereichs und der damit verbundenen Methoden, eint alle Disziplinen eines: Wissenschaft zu sein, das heißt dem praxisentlasteten Erkenntnisgewinn zu dienen und der Logik des besseren Argumentes verpflichtet zu sein. Von Eigenheiten des Forschens und Lehrens, sei es auch hier nur den soziologischen, kann also mit Fug und Recht behauptet werden, dass sie für alle Disziplinen gleichermaßen bedeutsam sind.

Angesichts der Reformvorhaben und der schon durchgeführten Reformen hat es zwar zahlreiche Kritik an politischen Entscheidungen gegeben, wie auch die Stellungnahmen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bezeugen, doch selbst in den Universitäten ist der Protest gegen diese Reformen gering geblieben. Von einer Formierung des Protests zum Widerstand kann schon gar nicht die Rede sein, auch wenn in jüngerer Zeit die Stimmen lauter geworden sind, die das Selbstverständnis

---

<sup>1</sup> Eine frühere Fassung wurde am 6. Mai 2004 der Redaktion zur Veröffentlichung in der *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* eingereicht. Eine Veröffentlichung wurde – auch auf Nachfrage bei Redaktion und Herausgeber – ohne Begründung abgelehnt. – Dieser Text enthielt die Ausgangsfragestellung für die von uns organisierte Podiumsdiskussion zwischen Hartmut Esser und Ulrich Oevermann, die auf dem 32. Kongress der DGS im Oktober 2004 stattgefunden hat (eine Tonaufzeichnung ist bei den Autoren erhältlich).

Für Kritik und Anmerkungen danken wir Ute Fischer (Dortmund), Christel Gärtner (Essen), Stefan Heckel (Dortmund) und Lorenz Rumpf (Frankfurt).

von Wissenschaft durch die Reformen in Frage gestellt sehen.<sup>2</sup> Nun ist trotz des ausbleibenden Widerstandes nicht davon auszugehen, dass die Reformen auf große Gegenliebe stoßen, denn hinter vorgehaltener Hand ist ihnen und den weiteren Vorhaben bislang nichts Gutes bescheinigt worden. Alternativen jedoch wurden nicht entwickelt von denjenigen, die dies am besten wissen müssen: die Universität hat sich nicht »gewehrt« (Morkel 2000). Statt eine intensive Debatte über Juniorprofessuren, von denen Großes erwartet wird, und über die möglichen Folgen von BA/MA-Studiengängen zu führen, sind diese schon eingeführt worden. Fragwürdige Akkreditierungseinrichtungen sind geschaffen und die Bemühungen um »Modernisierung« vorangetrieben worden. Überhaupt scheint »Modernisierung« das Schlagwort, mit dem alter, nicht mehr zeitgemäßer Geist vertrieben werden soll. Doch schüttet man das Kind nicht mit dem Bade aus? Um dies zu beurteilen, müssen wir der Frage nachgehen, was eine Wissenschaft zur Wissenschaft macht, wovon sie lebt und woran sie zugrunde gehen kann. Dies möchten wir im Folgenden exemplarisch erkunden.

### Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie – Vereinigung von Forschern oder Berufsverband?

Eine Erfahrung, die wir selbst auf dem Soziologentag in Leipzig 2002 gemacht haben, hat uns verblüfft und veranlasst, über die Verfasstheit unserer Disziplin angesichts der Reformbemühungen nachzudenken. Auf der zweijährlichen Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, unseres Professionsverbandes, der die Interessen von Forschung und Lehre nach innen bündeln und nach außen wirkungsvoll vertreten soll, finden – so wäre zu erwarten – die notwendigen Auseinandersetzungen um Gegenwart und Zukunft der Soziologie statt. Zumindest auf dem 31. Soziologentag konnte davon keine Rede sein. So wurde dort etwa gefordert, die Modularisierung der Studiengänge in die eigene Regie zu nehmen, statt sie uns oktroyieren zu lassen; das Einverständnis, dass eine solche Modularisierung überhaupt erstrebenswert sei, wurde und wird dabei vorausgesetzt. Der Umbau des Studiums in toto, den dies bedeutet, hätte unsere Disziplin zu einer deutlichen Stellungnahme bewegen sollen. Dass die Modularisierung – sei es in der Methodenausbildung, sei es durch die Einführung der Bachelor- und Master-Stu-

---

<sup>2</sup> Zum Beispiel Jürgen Mittelstraß (2004: 8); Ulrich Oevermann (2002: 20ff.); Deutscher Hochschulverband (2003); Wissenschaftsrat (2004); Peter Brenner (2004).

diengänge – Zusammenhänge zerreißt, die die Einheit des Faches stiften, wird nicht gesehen.<sup>3</sup> Und wenn Hartmut Esser (1997) zur Evaluation schreibt:

»Inzwischen muß beispielsweise, weil die ratlose Politik damit wohl die Probleme der Universitäten, die bis zu 40% eines Jahrgangs unbeschen zu übernehmen haben, lösen zu können glaubt, »evaluiert« und über alles und jedes an immer neue Gremien und Kommissionen »berichtet« werden« (ebd.: 37),

stellt sich die Frage: Ja, warum wehrt sich denn die Soziologie nicht dagegen?

Woher aber sollen Gegenvorschläge zu dieser Reform kommen, wenn eine Diskussion unter Mitgliedern nicht einmal für notwendig gehalten wird? Zwar trifft diese Problemlage nicht nur auf die Soziologie zu, denn auch andere die Forschung vertretende Einrichtungen haben sich schon – auf die Reformen vorausschauend – diesen Vorhaben gefügt. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft als die disziplinenübergreifende Vereinigung der Wissenschaftler hatte ihre Förderprogramme schon an die damals heraufziehende Hochschulreform angepasst, ohne abzuwarten, wie die einzelnen Disziplinen sich zu diesen Reformvorhaben stellen. Es ist ein deutliches Zeichen der Verfasstheit der Wissenschaften, wenn selbst der sie nach innen und außen vertretende Verein diskussionslos plant. Offenbar wurde nicht erwartet, dass gegen die Reformen ernsthafte Kritik vorgebracht werden könnte. Dass nicht die Soziologie allein sich vorseilend beugt, macht ihre Haltung nicht weniger kritikwürdig, steht doch langfristig eine Schädigung von Forschung und Lehre an deutschen Universitäten zu befürchten.

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie war bis vor kurzem eine Vereinigung von Wissenschaftlern und für Wissenschaftler.<sup>4</sup> Sie vertrat deren Interessen nach außen und bildete ein Forum der Selbstverständigung nach innen. Nicht vertrat sie die praktisch tätigen Soziologen, und dies hatte seinen guten Grund, ist doch eine praktische Soziologie keine zweckfreie Wissenschaft, der es um allgemeine Erkenntnisse zu tun ist. Sie ist vielmehr eine Interventionspraxis, die einen Klienten hat. Zu dieser Praxis befähigt das Soziologiestudium in Deutschland bislang in keiner Weise. Das Wissen um methodische Verfahren und ein eingeübter wissenschaftlicher Habitus sind eine gute Voraussetzung, um sich in eine Ausbildung zu begeben, die auf eine Interventionspraxis vorbereitet, doch befähigen sie nicht zu ihr. Eine solche Ausbildung muss in die Logik des Arbeitsbündnisses ebenso einüben wie in abkürzende Methoden der Sinnerschlieung von Handlungsproblemen. Andere Professionen haben dafür eigens Berufsverbände oder Kammern geschaffen, die über die Einhaltung der Professionsethik und die Ausbildung selbstverwaltend wachen. Allerdings ist ihre Tradition auch darin begründet, dass sie selbst aus

<sup>3</sup> Vgl. aber die – sehr defensive und wenig ermutigende – Ankündigung zur Sonderveranstaltung von Dirk Kaesler (2004: 62).

<sup>4</sup> Wahlergebnis der DGS-Mitglieder abgedruckt in *Soziologie* (2002a: 91).

der Praxis erwachsen sind. Sie haben also schon früh auf dieses Problem eine Antwort finden müssen, während die Soziologie sich vor diese Frage nur durch den eine berufliche Qualifizierung suggerierenden, nicht aber tatsächlich gewährleisten Diplomabschluss gestellt sieht.<sup>5</sup>

Weil nun die DGS sich als Vereinigung der Wissenschaftler verstanden hat, diente der Soziologentag als regelmäßige Versammlung zum Austausch der forschenden und lehrenden Kollegen. Von herausgehobener Bedeutung war er also in verschiedener Hinsicht: Er ermöglichte die Präsentation und Kritik von Forschungsergebnissen jenseits der Spezialisierungsveranstaltungen. So war mit ihm auch immer eine Ortsbestimmung der Soziologie als Forschungsdisziplin verbunden. – Auch war er Gradmesser dafür, ob die für eine Wissenschaft konstitutive Kollegialität lebendig ist und *in actu* vollführt wird. Ob die Konstitutiva: Logik des Arguments, unvoreingenommene Kritik und Offenheit für riskante, ins Unbekannte vorstoßende Überlegungen, selbstverständlich galten, erwies sich an den Auseinandersetzungen, die auf dem Soziologentag geführt wurden. Die Themenbindung des Soziologentages schneidet dies tendenziell ab. Entgegen seiner Aufgabe als Forum der Profession, als Forum zur Präsentation und Diskussion von Forschungsergebnissen oder auch Forschungsproblemen und -fragen hat es sich eingebürgert, den Soziologentag thematisch festzulegen. Weder stellt dies eine bewährte Tradition dar – seit seinem Bestehen ist es keineswegs immer so gewesen – noch ist eine thematische Beschränkung per se sinnvoll; sie kann sinnvoll sein, wenn *für die Soziologie* zentrale Fragen und Problemstellungen ins Zentrum einer solchen Tagung gerückt werden sollen. Dafür muss es allerdings auch einen guten Grund geben, bringt die thematische Beschränkung doch stets auch eine Verengung mit sich. Gerade bei einigen der letzten Soziologentage hatte man den Eindruck, die thematische Fokussierung wurde vor allem gewählt, um sich an tagespolitische Debatten anzulehnen und nicht, um genuin soziologische Fragen zu verhandeln. Unweigerlich fragt man sich, ob die Soziologen sich überhaupt treffen, um sich als Profession zu versammeln und über Fragen ihres Faches zu streiten, oder ob sie vorrangig um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wetteifern, indem sie auf die Breite ihrer Wortmeldungen aufmerksam machen.<sup>6</sup> Auch darin zeigt sich eine Verunsicherung der Soziologie, die offensichtlich ihrem eigenen Sachverstand, der auf dem Soziologen-

---

5 Der Diplomabschluss, dessen Zweck eine Berufsvorbereitung ursprünglich gewesen ist, wird nun von manchen gegen den berufsvorbereitenden Bachelor-Abschluss stark gemacht. Daran ist deutlich zu erkennen, dass die Soziologie die Frage, wie auf eine soziologische Praxis vorbereitet werden könnte, noch immer nicht beantwortet hat. Auch die Diskussion zwischen Vertretern der DGS und des BDS in München hat hier nicht weitergeführt. Ein bloßes Beschwören der breiten Einsatzfähigkeit soziologischer Kenntnisse zeugt mehr von Marketing als von einer tragfähigen Lösung.

6 Zumindest dieses Missverständnis erzeugt auch die Wortmeldung Konrad Thomas' (2004: 26), wenn er darin ein Problem sieht, dass die »Stellung der Soziologie im öffentlichen Diskurs (...) ja immer noch etwas prekär« sei. Ganz ähnlich Hans-Georg Soeffner (2004: Editorial): »Ob es der Soziologie gelingt, sich nachhaltig zu etablieren, wird von unserer Fähigkeit abhängen, allgemeine gesellschaftliche Interessen zu erkennen, angemessen einzuschätzen und mit den Interessen unserer Disziplin zu verbinden.« – Auf die Werbepostkarten zum Münchner Soziologentag sei hier nur verwiesen.

tag sich darbieten kann, nicht mehr traut und stattdessen glaubt, auf suggestive Schlagworte setzen zu müssen.<sup>7</sup>

Dass die thematische Bindung, die sich ja keineswegs auf die Plena beschränkt, auch der Qualität der Beiträge abträglich ist, ist ein offenes Geheimnis: Häufig werden Vorträge gehalten, die durch Camouflage Eingang in den Soziologentag gefunden haben, nicht aber sich ernsthaft an der Thematik ausrichten. Dies ließe sich natürlich durch sorgsame Auswahl der Vorträge vermeiden, aber es darf nicht übersehen werden, wodurch diese Strategie der Maskierung zuallererst hervorgerufen wird: durch die selbst auferlegte thematische Bindung. Sie hat ihre Folgen auch für diejenigen, die sich mit einem ernsthaft zum Thema passenden Vortrag bewerben wollen. In den Vordergrund rückt auch für sie das Bemühen darum, ihn an der Thematik auszurichten, was nicht ohne weiteres der Sache angemessen ist.

Darüber hinaus hat sich die DGS zu einer Öffnung der Mitgliedschaft für Nicht-Promovierte und Studenten entschlossen; was bedeutet dies? Wenn die DGS ein Professionsverband ist, müssen die Mitglieder auch die Profession vertreten können und zwar nicht nur in den Mitgliederversammlungen nach innen, sondern immer dort, wo es vonnöten ist auch nach außen. Notwendige Voraussetzungen dafür, dazu in der Lage zu sein, sind einfach zu benennen: Zunächst ist dazu eigenständige Forschungserfahrung unerlässlich, die in der Regel erst mit der Promotion gegeben ist. Die im Zuge dessen erarbeitete Dissertation ist die erste Forschungsarbeit, die vor der *Community of Scientists* verantwortet werden muss. Für Diplom- und Magisterarbeiten gilt dies nicht in gleichem Maße. Wer also die Logik der Forschung vertreten will, muss selbst geforscht haben; weshalb sollte man auf diesen, in der Tradition der Wissenschaft bewährten Selektionsmodus, die Promotion, verzichten? Über die Forschung hinaus ist auch Lehrerfahrung unerlässlich, denn erst wer gelehrt hat, ist überhaupt in der Lage zu sagen, worauf es in der Lehre ankommt und vor welchen Schwierigkeiten ein Lehrender steht. Forschungserfahrung und Lehrbefähigung hängen eng zusammen; zwar befähigt erstere nicht von selbst zur Lehre, doch nur wer selbst geforscht hat, ist in der Lage, eigenständig zu lehren.

Die Tendenz, die bloße Befähigung zur Lehre als immer wichtiger und Lehr-evaluation als das richtige Instrument zu deren Bewertung anzusehen, scheint dem entgegenzustehen. Lehre war entgegen verbreiteter Einschätzungen jedoch zu allen Zeiten für das Fortbestehen einer Disziplin wichtig. An ihrer Qualität, an ihren An- und Herausforderungen entschied sich, ob neugierige und interessierte Studenten ein Studium aufgriffen und fortführten oder letztlich resigniert die Universität

---

<sup>7</sup> Wenn Susan Ulbricht über den Leipziger Soziologentag schreibt: »So wurden die Kongress-themen passend zu tagespolitischen Meldungen ausgewählt und kurz vorgestellt. Es ging uns darum, Relevanz zu zeigen, dabei jedoch jegliche Anbiederung zu vermeiden« (2003: 16), lässt die Ausrichtung an der Tagespolitik bereits hervortreten, dass die im Nachsatz noch behauptete Intention aufgegeben wurde.

verließen. Weil Studenten Novizen sind, können sie gerade nicht beurteilen, ob etwa ein Dozent in einer Lehrveranstaltung ausschweift und unnötig weit ausholt, oder ob das weite Ausholen der Explikation eines Erklärungsproblems dient. Auch können sie nicht beurteilen, was zum Einüben des wissenschaftlichen Habitus notwendig ist und was erlässlich.

Die Öffnung der DGS-Mitgliedschaft führt nun mindestens zu zwei Verunklärun-gen, die sich für die Soziologie nicht stärkend, sondern eher schwächend auswirken werden. Unsere Profession zu vertreten, ist nun schwieriger, denn Abstimmungen über die Politik der DGS werden nun mit Stimmen von Nicht-Wissenschaftlern erfolgen müssen.<sup>8</sup> Die DGS ist damit kein Professionsverband mehr, sondern ein Verein, der allen soziologisch irgendwie Interessierten offen steht. Darüber hinaus reißt die Öffnung auch die Grenze zwischen Wissenschaft und Praxis ein. Dies ist für beide Seiten eine Schwächung, denn die praktizierenden Soziologen bedürfen zu ihrer Stärkung eines Berufsverbandes, der sich auch um eine praktische Ausbildung kümmert. Um den Schutz der Klienten zu gewährleisten und eine Resistenz gegen Vereinnahmung auszubilden, bedürfen die praktizierenden Soziologen einer Professionsethik vergleichbar den Psychoanalytikern, Ärzten oder Juristen. Sie bedürfen einer Selbstverwaltung, zu der auch Honorarordnungen gehören – ob der Berufsverband Deutscher Soziologen (BDS) diesen Ansprüchen genügt, kann und soll hier nicht Thema sein.

Die Entgrenzungen, die durch die Erweiterung der DGS-Mitgliedschaft herbeigeführt werden und die wir zu skizzieren versucht haben, sprechen also für eine erhebliche Verunsicherung unserer Disziplin. Sie zeugen vor allem davon, dass die Soziologie sich kaum mehr als wissenschaftliche Disziplin versteht und sie einer Vergewisserung darüber bedarf, wozu sie da ist, wem sie dient.

## Wissenschaft durch Kritik

Zum Kern einer Wissenschaft gehört Kritik, die keine Tabus kennt. Kritik ist der Lebensquell einer jeden Wissenschaft; sie fordert auf, Schlussfolgerungen transpa-

---

<sup>8</sup> Wir möchten hier auf einen folgenschweren, unsere Argumentation stützenden Widerspruch in der Satzung der DGS (2002b) hinweisen, auf den wir durch eine Bemerkung der Redaktion der *Soziologie* aufmerksam wurden. In § 5 wird von zwei Formen der Mitgliedschaft gesprochen, der ordentlichen und der studentischen. Den studentischen Mitgliedern wird ein aktives Wahlrecht zuerkannt. Dieses wird allerdings in § 10 unausgesprochen außer Kraft gesetzt, werden dort nur die ordentlichen, nicht aber die studentischen Mitglieder für wahlberechtigt erklärt. Bezüglich welcher Fragen dürfen nun die studentischen Mitglieder ihr Wahlrecht ausüben? Darauf gibt die Satzung keine Antwort. – Ein klarer Ausdruck eines ungeklärten Selbstverständnisses.

rent zu machen, die nicht plausibel sind und plausible auf ihre Geltungsbasis hin zu überprüfen. Kritik erfordert eine Distanznahme zu praktischen Urteilen und Vorlieben und eine unvoreingenommene Analyse der Sache, um die es geht, damit angesichts einer Strittigkeit eine Klärung erreicht werden kann.

Kritik ist keine Sonderleistung der Soziologie, sie muss jenseits aller Schulen vollzogen werden, und zwar in der Logik des Arguments.<sup>9</sup> Wir können im strengen Sinne sagen: Wo keine Kritik erfolgt, da ist auch keine Wissenschaft, dort erfolgt keine Überprüfung von Schlussfolgerungen und Theorien. Kritik ist also das Zentrum der Soziologie als Wissenschaft: a) Methodische Kritik von im Alltag geltenden Überzeugungen und von Alltagswissen; b) Kritik von wissenschaftlichen Aussagen, Überzeugungen und wissenschaftlichem Wissen. Neben der Kritik, die in Publikationen erfolgen kann, muss der Raum, den sie benötigt, auf Tagungen eröffnet werden. Seit einigen Jahren nun ist es schon so, dass die Zeitschemata der Veranstaltungen sehr rigide sind. Und sie sind es nicht aus Not, sondern durch die Entscheidungen derjenigen, die für Plena, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen verantwortlich zeichnen. Vorträge von 20 Minuten (manchmal 15) lassen schon kaum Spielraum zur Exposition einer Fragestellung. Aber Diskussionen von 10 Minuten, wenn denn überhaupt so viel Zeit eingeräumt wird, verhindern eine Auseinandersetzung mit dem Vortrag ganz. Wozu dann überhaupt ein Vortrag gehalten wird, muss gefragt werden.<sup>10</sup> Lebendig hingegen wird Kollegialität nur, wenn sie sich auch entfalten kann. Dazu muss bei solchen Veranstaltungen der Raum geschaffen werden. Erst eine lebendige Kollegialität erlaubt es auch dem interessierten Laien, am wissenschaftlichen Streit teilzuhaben, wird er dadurch wie selbstverständlich auf die Logik des Arguments verpflichtet, wenn er sich einschalten will. Erst durch Vollzug können die Regeln wissenschaftlicher Kritik stetig befestigt und Novizen (d.h. Studenten) in sie eingeführt werden. Verletzungen der Regeln sind auf einfache Weise sanktionierbar, indem sie kritisiert werden und derjenige, der sich an sie nicht hält, an ihre selbstverständliche Geltung erinnert wird.

---

9 Dirk Kaesler stellt dieses Konstitutionsmerkmal von Wissenschaft als Sonderleistung der Soziologie dar, wenn er schreibt: »Diese Wissenschaft, dem Projekt Aufklärung verpflichtet, will dazu beitragen, den Menschen informierte Einsicht in ihre gesellschaftlichen Wirklichkeiten zu vermitteln und ihnen dadurch die Möglichkeit zu eröffnen, sich gegen ihre Entmündigung durch über-individuelle Zusammenhänge zu wehren.« (Kaesler 2003: 8) Er vermengt hier die Aufgabe von Wissenschaft mit der des in die politische Öffentlichkeit hineinwirkenden Intellektuellen. – Dies hängt nicht von dem Wert ab, für den der Intellektuelle eintritt, sondern von dem praktischen Engagement, mit dem er dies tut – so ist auch Konrad Thomas' »erträgliche Gesellschaft«, die er Kaeslers »guter Gesellschaft« entgegenhält (2004: 27), nur auf der Ebene des intellektuellen, ins Politische hineinwirkenden Rasonnements ein Gegenentwurf, nicht aber auf der Ebene des Selbstverständnisses von Soziologie als Wissenschaft; hier teilt Thomas Kaeslers Vermengung.

10 Dem könnte entgegnet werden, dass man sich doch hier nur internationalen Gepflogenheiten anpasst. – Ja eben!

Ist auf Tagungen diese Kultur der Kritik nicht mehr lebendig, geraten sie in Gefahr, sich zur Pflege einer »Karierepolitik« zu verwandeln, zur günstigen Platzierung von Auftritten, um bekannt zu werden.<sup>11</sup> Dies hat eine gewisse Beliebtheit zur Blüte getrieben, die sich der Kritik durch den Verweis entzieht, einer anderen Schule anzugehören. Dies wirft die Frage auf, ob die »paradigmatische Spaltung« unter dem Etikett der Theorien- und Methodenvielfalt als besonderer Ausweis wissenschaftlicher Offenheit« (Esser 1997: 31) gelten kann, oder ob sie nicht vielmehr ein Resultat des Verstoßes gegen das Konstitutivum von Wissenschaft: Kritik, darstellt. Wer sich durch einen Verweis auf Schulenzugehörigkeit der Kritik entzieht, folgt nicht mehr der Logik des Arguments, die für die Wissenschaft der *bed-rock* ist. Sie nur schützt vor einer autoritären Abwehr von Argumenten, die mit Berufung auf Hierarchien oder Statuspositionen bereits Fragen im Keim erstickt. Nur ein ausgeführtes Argument macht seine eigene Geltungsbasis transparent, nur als solches fordert es dazu auf, seine Geltungsbasis zu prüfen. Wer argumentiert, macht sich angreifbar, denn er unterwirft sich einem ausgewiesenen Maßstab: der Konsistenz eines Arguments und seiner Angemessenheit an die Realität. Unvoreingenommene Kritik ist also das Komplement der Logik des Arguments, denn Kritik fordert Argumentation ein; nur die vorbehaltlose Kritik deckt Inkonsistenzen, ungeklärte Voraussetzungen und Unangemessenheiten eines Arguments an die Realität auf. Kritik ist also ein Erzeugungsmotor von Erkenntnis, denn je radikaler, unvoreingenommener sie geäußert wird, desto größer ist die Chance, etwas Neues zu heben.

Unabdingbar gehört zur Durchführung von Kritik auch die Aufgeschlossenheit für Vermutungen, die Bereitschaft dazu, müßig dem Erkunden des Unbekannten nachzugehen, auch wenn es noch nicht erschlossen ist. Dort, wo ein Argument erst im Entstehen begriffen ist, muss es mäeutisch gefördert werden. Erst so erhält es

---

11 Siegfried Lamnek (2002: 13) fordert ein, woran die Community of Scientists ihre Mitglieder zu messen hat: an Forschungsleistungen. So äußert er sich deutlich zu dem Missstand, dass Forschungsfreiemester gewährt werden, ohne dabei die Erbringung einer Forschungsleistung selbstverständlich zu erwarten. – Folgt man den Ausführungen von Jo Reichertz (2004), wonach eine »Karierepolitik« in Zukunft von immer größerer Bedeutung für das Fortkommen des Wissenschaftlers sein werde, so bleibt nur die Schlussfolgerung, das Ideal der Wahrheitssuche in der Logik des besseren Arguments aufzugeben. Eine solche Position zieht sich selbst den Boden unter den Füßen weg, indem sie aus der Not einer Kulturindustrialisierung der Wissenschaft eine Tugend macht. Dass es diese Tendenzen gibt, bedarf keiner – wie Reichertz annimmt – Zerschlagung eines Mythos von der unbeschädigten Wissenschaft. Ein jeder erfährt diese Einengung täglich. Wie aber will er diese Tendenzen, an denen die Wissenschaftler selbst nicht unbeteiligt sind und die zu einer Zerstörung der Wissenschaft führen können, noch kritisieren? Handelt es sich um eine die Logik von Wissenschaft unterlaufende Entwicklung, dann muss ihr aus der Wissenschaft heraus entgegengetreten werden, soll es Wissenschaft überhaupt noch geben können. Ob dies gelingt, sei dahingestellt. Dem Verzicht auf das Ideal, vor dem sich die existierende Wissenschaft zu rechtfertigen und zu messen hat, das Wort zu reden, bedeutet, die Mitwirkung an der Kulturindustrialisierung zu rechtfertigen.

die Chance, sich zu einem tragfähigen Argument zu entwickeln, das dann wieder in der Kritik bestehen muss.

Ein deutliches Zeichen für Verunsicherung, ob denn wirklich noch auf Kollegialität sich verlassen werden kann, sind angesichts dessen die von der DFG (1998) niedergelegten Empfehlungen zur ›Selbstkontrolle der Wissenschaft‹ oder auch der ›Ethik-Kodex‹ von DGS und BDS (1992), enthalten sie doch ausschließlich Selbstverständlichkeiten. Sie reagieren zwar auf Fälle von Betrug oder des Vortäuschens von Forschungsergebnissen, ziehen aber einen fragwürdigen Schluss. Diese Fälle sind ja nun gerade aufgedeckt worden, bezeugen in dieser Hinsicht zumindest eine lebendige Kollegialität. Indem zur Einhaltung solcher Regeln aufgefordert wird, unterstellen beide Kommissionen aber, sie gälten nicht mehr. Nur wenn nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass die Community of Scientists sich an diese Regeln hält, und nur wenn sie nicht mehr durch Einüben in den wissenschaftlichen Habitus im Studium verlebendigt werden, müssen solche Regeln explizit formuliert und den Wissenschaftlern ans Herz gelegt werden – aber ist dann nicht schon alles verloren?<sup>12</sup> Wer aufgefordert werden muss, ihnen zu folgen, muss er nicht auch kontrolliert werden? Und wer würde diese Aufgabe wieder übernehmen?

## Forschung und Lehre

Haben wir am Fall der Soziologie bislang allgemeine Bestimmungen der Logik von Wissenschaft ausgeführt, sollen nun die organisationalen Ausformungen von Wissenschaft, wie sie in den deutschen Universitäten Tradition haben, auf die Frage des Selbstverständnisses hin ausgeleuchtet werden.

Auch was die Stellung der Soziologie an der Universität angeht, gibt es erheblichen Diskussionsbedarf. In Bezug auf den Zusammenhang von Forschung und Lehre sowie auf das Verhältnis von Methode und Gegenstand argumentiert die DGS einerseits, »dass sich die Wahl der Methode nach dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand bzw. der einzelnen Forschungsfragestellung und den damit verbundenen Erkenntnisabsichten und -zielen (...) richtet« (DGS 2002a: 1), andererseits empfiehlt sie eine vom Gegenstand losgelöste Einführung in die Forschungslogik und in die Methoden, wenn es heißt, es »soll möglichst das gesamte Spektrum der Methoden der empirischen Sozialforschung abgedeckt werden« (DGS 2002a: 1).<sup>13</sup> Dies führt uns auf eine eigene Schwierigkeit, die mit methodischer Kritik verbunden

---

12 Welchen Anteil am Zustand unserer Disziplin ein Versagen der Selbstkontrolle hat, darauf weist auch Lamnek (2002: 22) hin.

13 Mit der reaktiven Einrichtung einer weiteren Methodensektion wird das Problem der sachungebundenen Methodenspezialisierung nur reproduziert.

ist. Soll eine Methode einen Gegenstand so aufschließen, wie er ist, muss sie sich nach ihm richten, seiner Strukturiertheit folgen – sie ist also stets an ihn verwiesen. Nur diese Rückbindung an den Gegenstand erlaubt ein Urteil darüber, ob eine Methode angemessen ist oder ob sie das zu Erkennende nur zurichtet, statt es aufzuschließen. Methoden können nicht als vom Gegenstand und damit von Forschung unabhängiges, zu lernendes Wissen begriffen und gelehrt werden. Stattdessen müssen sie in enger Verbindung zur Forschung in der Lehre zur Erfahrung gebracht werden. Löst man sie davon ab, wird Lehre auf die Vermittlung von Techniken und Ergebnissen reduziert. Sie eröffnet dann aber nicht die Erfahrung, auf welches Erklärungsproblem hin diese Ergebnisse eine Antwort geben. Eine Methode lässt sich nur gemäß einer Kunstlehre durchführen, nicht aber anwenden wie Werkzeug.

Dass sich ein an solchem Werkzeugcharakter orientiertes Methodenverständnis ausgebreitet hat, hängt mit der Bedeutung zusammen, die der Anwendungsorientierung zugemessen wird. Die Soziologie begreift sich nicht mehr aus sich heraus und verteidigt sich nicht gegen Vereinnahmungen oder falsche Ansinnen einer vermeintlichen Nützlichkeit. Stattdessen will sie heute allzu oft ihren Nutzen selbst erweisen, will zeigen, dass sie zu Recht alimentiert wird. Mancherorts wird gar damit für das Studium geworben, wie vielseitig die Einsatzmöglichkeiten eines zertifizierten Soziologen seien. Auch hier finden wir also einen Ausweis von Unsicherheit im Selbstverständnis als Disziplin. – Doch alimentiert wird die Soziologie als Wissenschaft ja gerade, weil sie keinen unmittelbar verwertbaren Zweck hat. Alimentiert wird sie, damit sie sich von den Anforderungen der Praxis zurückziehen und diese Freiheit zur Gewinnung von Erkenntnis gebrauchen kann. Je radikaler sie das tut, desto mehr wird die Gemeinschaft von ihr haben, und zwar in Gestalt von Erkenntnissen, die rezipiert werden können.

Ist die Soziologie zuallererst ein wissenschaftliches Studium, und das verlangt die Universität als Ort von Forschung und Lehre von ihr, muss sie diejenigen Studenten anziehen und fördern, die diesem Zweck zu folgen bereit sind. Sie bedarf der Studenten, die aufgrund ihrer *Neugierde* einen langen Atem und das Selbstvertrauen haben, sich auf etwas Unbekanntes einzulassen, dessen Ausgang sie naturgemäß nicht überschauen können. Dies gilt auch für die Studiengänge, die heute an der Universität untergebracht sind, jedoch auf einen praktischen Beruf vorbereiten; auch diese werden nur zum Erkenntnisfortschritt bzw. zur Neuerung in der Praxis beitragen, wenn sie neugierige und interessierte Studenten anziehen. Dieser Anforderung gemäß müssten auch in den Lehrveranstaltungen Neugierde und Offenheit für Unbekanntes gefördert werden. Sie müssten dem Studenten die Erfahrung ermöglichen, ein Handlungsproblem zu rekonstruieren und an ihm die Erklärungskraft einer Theorie zu ermessen. Dazu muss er ein Problem aber zuerst einmal durchdringen, dann erst ist er in der Lage, die Erschließungskraft einer Theorie zu

beurteilen; nur dann ist die Aneignung von Theorien mehr als ein Auswendiglernen von Konzepten und Sprachspielen.

Das *Studium einer Wissenschaft* ist *konstitutiv krisenhaft*, da die habituelle Bereitschaft zum Infragestellen von jeglichen bewährten Überzeugungen realisiert und gefestigt werden muss. Die Studenten als Studenten sind Novizen, die sich in die Logik der Wissenschaft einüben. Der Erfolg eines Studiums hängt wesentlich davon ab, ob ein Student sich auf die Mühsal und Hingabe an eine Sache, die das Studium ihm abfordert, auch einlässt. Diese Mühsal besteht wesentlich darin, die Routinen der Praxis, selbstverständliche Deutungen der Welt, in Distanz vor sich zu bringen und auf ihre Strukturlogik zu rekonstruieren, was darin gipfeln muss, am Ende des Studiums in der Lage zu sein, diese Haltung wie selbstverständlich immer einzunehmen, wenn es um die Rekonstruktion der Sinnstrukturen von Sozialgebilden geht. Gerade zu Beginn des Studiums, in den ersten Semestern, weil sie Novizen sind, können die Studenten nicht einschätzen, was für ein Studium relevant ist und was nicht. Ihnen vermeintlich umwegig erscheinende Argumentationen können zur Explikation einer Sache gefordert und unerlässlich sein, auch wenn sie sie für »nutzlos« halten. Wegen dieser notwendigen Hingabe an eine Sache besteht das Studium auch nicht in der »Wissensvermittlung« oder dem Aneignen eines »Stoffs«, der schon fertig vorliegt. Das Studium ist eine dauerhafte Krise, gerade weil die Überzeugungen, die einen in der Praxis leiten, auf Distanz gebracht werden müssen. Was bekannt ist, ist damit noch nicht erkannt, wie Hegel es formulierte, im Erkennen aber besteht der Zweck der Wissenschaft. Eine Soziologie, die ihren »Erfolg« in Absolventenzahlen und der Produktion verwertbaren Wissens sieht, kann solche Lehre nicht bieten.

Erklärungsprobleme zu verlebendigen und zur Anschauung zu bringen, vermag in der erforderlichen Weise nur, wer selbst forscht. Denn nur dann ist man in der Lage, Erklärungsprobleme als solche zu erkennen und zu entfalten. Nur die Forschungserfahrung erlaubt es, den Stellenwert von binnendisziplinären Diskussionen einzuschätzen, eventuell aufschlussreiche von abwegigen bzw. rückschrittlichen zu unterscheiden, was selbstverständlich gerade bei Hypothesen über grundlegende Fragen nicht ohne weiteres beurteilt werden kann. Gerade diese das Studium konstituierende Offenheit – auf Seiten des Studenten wie auf Seiten des Lehrenden – ist eingebunden in eine Asymmetrie. Bedeutungsvolle von bedeutungslosen, eine Disziplin im Innersten treffende von belanglosen Debatten zu unterscheiden, erfordert Erfahrung. Dies festzustellen, könnte trivial erscheinen. Doch angesichts einer Debatte über die Reformierung der Universität, in der Evaluationen von Lehrveranstaltungen durch Studenten bereits fraglos für sinnvoll gehalten wird, in der das Urteil über das Gelingen einer Veranstaltung an das Urteil der Studenten gebunden wird, muss auf Voraussetzungen von Forschung und Lehre eigens hinge-

wiesen werden. Eine solche klare Position der Soziologie vermisst man aber in den Debatten hierüber.

Wenn sich nun eine Evaluation der Lehre durch die Studenten nicht auf die Inhalte beziehen kann, dann bleibt nur die Präsentation als solche. Solche auf Lehrformen, didaktische Techniken und den Einsatz von Präsentationsmedien bezogene Evaluationen können nicht ohne Folgen bleiben. Medienvirtuosen sind die praktische, Lehrprofessuren die institutionelle Konsequenz dieser Entwicklung. Würden sich statt des Einsatzes solcher, in ihren Voraussetzungen und Konsequenzen wenig durchdachter Evaluationsverfahren, die Kollegen in den Abteilungen und Instituten der Universitäten mehr über ihre Erfahrungen austauschen, wäre hingegen eine sinnvolle »Evaluation« befördert, die es heute schon mancherorts gibt.

Weshalb aber spielt die Diskussion um Evaluationen in der Soziologie überhaupt eine solche Rolle? Auch dies ist Ausdruck der verstärkten Anwendungsorientierung und des fragilen Selbstverständnisses als wissenschaftliche Disziplin, deren Kern sie kaum mehr formulieren kann.<sup>14</sup> Zu dieser Diagnose gehört auch, dass Lehre und »Unterricht« nicht unterschieden werden (Feldmann 2004: 31), und einer Instrumentalisierung das Wort geredet wird, wenn Theorien »entsprechend aufbereitet« »eingesetzt werden sollten« (ebd.: 33).

Die Lebendigkeit der Lehre hängt jedoch voll und ganz von der Forschung und auch Forschungserfahrung des Lehrenden ab. Auch eine *Teilhabe an Forschung* über die Lehre hinaus muss ermöglicht werden. Seit einiger Zeit wird die Chance hierzu in so genannten Lehrforschungsprojekten gesehen. Nehmen wir die Bezeichnung beim Wort, so ergeben sich zumindest folgende Schwierigkeiten: Ein Lehrforschungsprojekt soll ja in die Lehre eingebunden sein, es wird also im Rahmen eines Seminars durchgeführt – mit allen Verpflichtungen, die für die Lehre bestehen. Dies erfordert, die Forschungsfrage so zuzuschneiden, dass sie im Laufe eines Semesters auch bearbeitet werden kann. Forschung aber besteht konstitutiv in Offenheit. Es

---

14 Dem fügt sich auch, was Hans-Georg Soeffner (2004: Editorial) schreibt: »Wir verfügen nicht nur über das bessere analytische und theoretische Potential, sondern auch über die fundierteren Einsichten in gesellschaftliche Lagen und Probleme als die Politik (Kursivierung hinzugefügt, S.L./T.L.), sind aber weder im Stande, uns genügend öffentliches Gehör zu verschaffen – und damit zumindest offensichtlich unsinnige, als »Fakten« gehandelte Behauptungen zu widerlegen – noch gar die soziologische Diagnose zur Grundlage politischer Entscheidungen zu machen.« Die Geduld des Abwartens, bis die politische Praxis in ihrer Autonomie soziologische Analysen rezipiert, wohnt dieser Äußerung nicht inne, so dass der Eindruck entsteht, eine soziologisch angeleitete Politik wäre die bessere Politik. Darum kann man mit intellektuellem Rasonnement kämpfen, doch wird allzu leicht vergessen, welche unsinnigen Debatten die Soziologie schon hervorgebracht hat, weil sie auf solchen Einfluss schielte. – Auch Karl-Heinz Hillmann und Georg W. Oesterdiekhoff (2002: 34) scheinen von einem solchen Auftrag überzeugt, wenn sie schreiben: »Die Soziologie sollte auch diesseits utopischer Idealkonzeptionen, also ganz realistisch in hiesigen Machbarkeitsdimensionen, die Menschen lehren, erziehen, in das Vermögen setzen, Konflikte zu lösen und kooperative Beziehungen aufzubauen.« (ebd.: 34)

ist in keiner Weise abzusehen, wann eine Forschungsfrage soweit bearbeitet sein wird, dass tragfähige Erkenntnisse hervorgebracht sind und sie vorübergehend abgeschlossen werden kann. Jegliche Beschränkung im Vorhinein fördert sie also nicht, sondern schadet. Vor diesem Problem, zumindest in ihrer zeitlichen Beschränkung, stehen auch alle Drittmittelprojekte, schwebt über ihnen doch jeweils das Damoklesschwert der befristeten Förderung.<sup>15</sup> Lehrforschungsprojekte sind also schon zu Beginn restringiert, wodurch auch das Verfolgen unerwarteter Probleme und Fragen von vornherein einschränkt wird, da man die im Laufe eines Semesters zu bearbeitende Frage und die Verpflichtungen der Lehre nicht aus den Augen verlieren darf. Zeitliche Beschränkungen stellen bezüglich genuiner Forschung, die davon lebt, unerwarteten Problemen und Fragen müßig nachzuspüren, immer einen zu vermeidenden Zwang dar, ein Übel, mit dem man möglicherweise leben muss, aus dem man aber keine Tugend machen darf. Das Modell, anhand dessen die Studenten in die Forschung eingeführt werden, muss demgemäß die eigene Forschung des Lehrenden sein, deren Offenheit in der Lehre noch durchscheint. – Dass dies leichtfertig aufgegeben wird, zeugt erneut vom schwachen Selbstverständnis der Disziplin als Wissenschaft.

Ein gewichtiges Ziel der Universitätsreform wird unter anderem darin gesehen, die *Zahl der Studienabbrecher*, von denen es an deutschen Universitäten angeblich zu viele gebe, *zu verringern*. Woran allerdings bemisst sich dieses Urteil, fragt es tatsächlich nach den Gründen des Studienabbruchs? Eine Soziologie, die einen klaren Begriff von Wissenschaft und damit von Lehre hätte, könnte rasch prägnante Vermutungen über die Zusammenhänge anstellen.

Es ist kein Geheimnis, dass es einer großen Zahl an Studenten an Neugierde und Interesse fehlt<sup>16</sup>, dass ihre Entscheidung, sich für einen Studienplatz zu bewerben, gar nicht von Neugierde getragen ist. Dabei geht es nicht um ein fachliches Vorverständnis oder darum, sich in der Wahl eines Studienfaches schon sicher zu sein. Da man als Novize nicht wissen kann, was einen im Studium erwartet und schon gar nicht, was eine Disziplin im Innersten ausmacht, bedarf es gerade einer besonders großen Bereitschaft, sich auf das Unerwartete einzulassen. Das Unerwartete ist kein großes Geheimnis, zeigt es sich doch in einer lebendigen Universität

---

15 Dass diese Befristung nun über Juniorprofessuren und Professuren auf Zeit auch die mit einer normalen Professur verbundene Entlastung zu zersetzen droht, wird – aus Angst, als Besitzstandswahrer verschrien zu werden? – von den Betroffenen ebenfalls nahezu widerstandslos hingenommen.

16 Selbstverständlich geben auch neugierige Studenten ihr Studium auf – und es werden immer mehr –, weil sie im gegenwärtigen Universitätsbetrieb zu wenig an Forschung teilhaben können. Diese Studenten jedoch, die neugierig und interessiert sind, werden vor einem Abbruch meist sich bemüht haben, begeisterte Professoren zu finden, die Forschung und Lehre selbstverständlich miteinander verbinden.

schon in den Erfahrungen im ersten Semester, und zwar als Verantwortungszumutung, als Appell daran, Argumente nicht auswendig zu lernen – wenn dies überhaupt möglich ist –, sondern sie zu begreifen. Selbständigkeit ist eine der wesentlichen Zumutungen des Studiums, sie wird von ausländischen Studenten am deutschen Studiensystem stets geschätzt. Geht man also realistisch davon aus, dass nur wenige Studenten aus Neugierde und Interesse ein Studium aufnehmen, ein größerer Teil sich über seine Interessen nicht im Klaren ist und ein ebenso großer Teil mit der Entscheidung für das Studium zum einen lebenspraktischen Entscheidungen ausweicht, zum anderen vor einem unsicheren Arbeitsmarkt zu flüchten versucht, haben wir schon ein transparentes Zusammenspiel verschiedener Momente, die für den Studienabbruch relevant sind.

Was kann nun angesichts der dargestellten Lage mit der Einführung von Bachelor-Abschlüssen erreicht werden? Damit wird denjenigen, die ihr Studium abbrechen, weil sie ein Einsehen darin hatten, dass es für sie nicht das richtige ist, nahe gelegt, doch weiterzumachen. Jenes Einsehen war aber in der Regel vernünftig und lebenspraktisch angemessen. Darin ein Problem und ein Ungenügen der universitären Studienorganisation zu entdecken, zeugt mehr von einer Angst vor Versagen als dem Realitätsprinzip, dem zu folgen allerdings eben einen angemessenen Begriff der Realität als Wissenschaft erforderte.

Der Bachelor muss eine Studienordnung erhalten, die geeignet ist, diejenigen, die abbrechen würden, zur Fortsetzung des Studiums zu ermuntern. Wollen wir nämlich diejenigen an der Universität halten, die erkannt haben, dass sie dort nicht finden, was sie gesucht haben, muss das Studium ihren vermeintlichen Wünschen angepasst werden. Deswegen soll der Bachelor, grotesk genug, sowohl berufsvorbereitend als auch generalistisch sein – ein Widerspruch in sich, der schon manchen aufgefallen ist, aber keine Konsequenzen gezeitigt hat (Lamnek 2002). Die Orientierung an einer Berufsvorbereitung, die die Universität mit einem Soziologiestudium ohne klinischen Anteil<sup>17</sup> gerade nicht leisten kann, wird eine Verschulung nach sich ziehen, wie sich bereits im Bestreben zur Modularisierung zeigt. Die Qualität einer Lehrveranstaltung wird dadurch von der Person des Lehrenden abgelöst, obwohl ihre Qualität wesentlich an der Durchführung und nicht an den »Inhalten«, die in den Modulen verhandelt werden, hängt – Person und Sache sind in der Wissenschaft miteinander verschmolzen. Eine Loslösung der Inhalte von der Durchführung ist ein weiterer Schritt zur Verschulung im Sinne bloßer Wissensvermittlung. Eine Soziologie, die in dieser Entwicklung ihr Heil sucht und auf größere Aufmerk-

---

17 Die Einrichtung eines Studienschwerpunkts Klinische Soziologie, wie sie etwa an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt vorgenommen wurde, ist ein viel versprechender Schritt auf dem Weg zu einer angemessenen, das heißt die Autonomie der zu Beratenden würdigenden Praxisrelevanz.

samkeit hofft, ist als Wissenschaft verloren: sie läuft auf Erkenntnisverwaltung hinaus.<sup>18</sup>

Dass die Bachelor-Studiengänge die Disziplinen schwächen, da diese zu Einzellieferanten für Studiengänge herabgestuft werden, wird besonders die Soziologie treffen, leben doch bereits heute schon viele Soziologieabteilungen davon, Nebenfachangebote für andere Studiengänge zu unterhalten; sie sind schon in ihrer Eigenständigkeit geschwächt; der Bachelor wird diese Entwicklung massiv verstärken. Das Existenzrecht der Nebenfachsoziologie ist nicht selten umstritten, und wie verteidigt sie sich? Mit dem verzweifelten und ohnmächtigen Hinweis auf die Un-erlässlichkeit soziologischen Wissens in anderen Wissenschaften statt mit dem Bezug auf einen starken Kern als eigenständige wissenschaftliche Disziplin.<sup>19</sup>

## Ausblick

Die Lage, in der sich die Soziologie befindet, ist in entscheidendem Maße davon geprägt, wie wir Soziologen selbst uns in Debatte und Praxis der Reform verhalten haben. Von uns hängt es ab, wohin unsere Disziplin in der Zukunft steuert. Behalten wir den gegenwärtigen Kurs bei, so liegt es nach dem hier Ausgeführten auf der Hand, wohin wir gelangen werden: in das Niemandsland der Bedeutungslosigkeit, zwischen angemessener Praxis und aufgegebenen Wissenschaftlichkeit. Schon heute gibt es genügend Stimmen, die an der Seriosität der Soziologie zweifeln – das geht nicht nur auf Klischees zurück. Beschwörungsformeln, Appelle und Aufrufe, mit denen die gesellschaftliche Bedeutung der Soziologie gepriesen wird, verhalten solange, wie wir nicht Entscheidungen treffen, anhand derer die Soziologie als Wissenschaft sich deutlich konturiert. Von einem solchen klaren Profil aus sind dann – soziologisch informiert – Überlegungen einer professionalisierten soziologischen Praxis voranzutreiben. Es reicht nicht aus, den Bestand zu verteidigen, ohne vernünftige Reformvorschläge selbst zu unterbreiten. Die starke Tendenz, der vermeintlichen Praxistauglichkeit, der vermeintlichen großen Nachfrage nach soziologischen Qualifikationen, den flüchtigen Moden des Arbeitsmarktes kurzatmig hinterherzuhecheln, führt uns ins Abseits.

Es sind eben nicht die Ministerien, die Bachelor- und Master-Studiengänge entwickeln, sondern wir Soziologen selbst. Es sind auch nicht die Ministerien, die die

---

18 Die Beteiligung von Soziologen an Wissenschafts- und Hochschulmanagement ist Ausdruck hiervon, da sie kaum zur Schaffung von Bedingungen der Ermöglichung von Wissenschaft als Forschung und Lehre im hier explizierten starken Sinne genutzt wird.

19 Mancherorts hat dies schon dazu geführt, dass die Soziologie sich bemüht, zum Beispiel die Schmalspurigkeit vermeintlich praktisch nützlicher »Fächer« noch zu unterbieten.

Verschulung als übermächtige Instanz alleine betreiben; in ihrer aus der Logik der Verwaltungsrationalität verständlichen Tendenz hierzu werden sie vielmehr von uns Soziologen unterstützt, und zwar tatkräftig.<sup>20</sup>

Eine Soziologie, die ihre Wissenschaftlichkeit und damit sich selbst als Disziplin nicht ernst nimmt, darf nicht erwarten, dass sie von anderen ernst genommen wird. Keine Inszenierung von Sachhaltigkeit, und wenn sie noch so virtuos auf der Klaviatur des Zeitgeistes spielt, kann und wird die Soziologie stärken. Nur eine Besinnung auf den Zweck der Wissenschaft kann hier ein Ausweg sein: Unvoreingenommene und methodisch ausgewiesene Analyse ihres Gegenstandes, der Voraussetzungen, der Struktur und der Folgen von Handeln.

## Literatur

- Brenner, Peter J. (2004), »Die Idee der Universität. Eine Streitschrift«, *Universitas*, April, Nr. 694, S. 377–391.
- Deutscher Hochschulverband (2003), *Organisation und Leitung der Universität – Positionspapier des Deutschen Hochschulverbandes*, in: <http://www.hochschulverband.de/cms/fileadmin/pdf/positionspapier/Organisation.pdf> (27.9.2005).
- DFG (1998), *Empfehlungen der Kommission »Selbstkontrolle in der Wissenschaft« – Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis*, in: [http://www.dfg.de/aktuelles\\_presse/reden\\_stellungnahmen/download/empfehlung\\_wiss\\_praxis\\_0198.pdf](http://www.dfg.de/aktuelles_presse/reden_stellungnahmen/download/empfehlung_wiss_praxis_0198.pdf) (27.9.2005).
- DGS (1992), *Ethik Kodex – gemeinsam mit dem BDS – vom 27. November 1992*, in: <http://www.bds-soz.de/Ethik.pdf> (27.9.2005).
- DGS (2002a), *Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Methodenausbildung* (Beschluss des Vorstandes vom 6. Oktober 2002, in: [http://www.soziologie.de/dokumente/empfehlung\\_methoden.pdf](http://www.soziologie.de/dokumente/empfehlung_methoden.pdf) (27.9.2005).
- DGS (2002b), *Satzung*, Stand vom 1.3.2002, in: <http://www.soziologie.de/dgs/satzung.htm> (27.9.2005).
- Esser, Hartmut (1997), »Die Scheu der Soziologen vor dem Sonderforschungsbereich«, *Soziologie*, Jg. 26, H. 1, S. 30–38.
- Feldmann, Klaus (2004), »Beobachtungen in und aus den Randzonen der Soziologielehre«, *Soziologie*, Jg. 33, H. 1, S. 30–36.

<sup>20</sup> Lamnek (2000: 6) schreibt »Reformen – so sie dieses Wort überhaupt verdienen – kommen nicht aus der Universität, sondern sie werden ihr vielmehr durch Bildungspolitik und Ministerialbürokratie aufoktroiert. Politische Vorgaben besitzen ein apriorisches Prä, dem sich substanzielle Überlegungen zu fügen haben.« Lamnek ist zwar darin zuzustimmen, dass entsprechende Vorhaben aus den Ministerien stammen. Aber zu sehr verschiebt er die Verantwortung für das, was tatsächlich passiert, nach außen, aus der Universität heraus. Starker Protest und Gegenentwürfe hätten manche Entwicklung womöglich verhindern können, schon im Keim ersticken lassen, wäre die Universität selbst, also die Professoren, in der Lage gewesen, einen solchen Entwurf vorzulegen.

- Hillmann, Karl-Heinz/Oesterdiekhoff, Georg W. (2002), »Die Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens als Forschungsgegenstand der Soziologie«, *Soziologie*, Jg. 31, H. 2, S. 34–40.
- Kaesler, Dirk (2003), »Perspektiven einer zukünftigen Soziologie«, *Soziologie*, Jg. 32, H. 3, S. 6–14.
- Kaesler Dirk (2004), Vorprogramm zum 32. Soziologie-Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004, S. 62.
- Lamnek, Siegfried (2002), »Globalisierung – Internationalisierung – Amerikanisierung – Bachelorisierung – McDonaldisierung«, *Soziologie*, Jg. 31, H. 1, S. 5–25.
- Mittelstraß, Jürgen (2004), »Universität und Universalität«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13.1.2004, S. 8.
- Morkel, Arnd (2000), *Die Universität muß sich wehren. Ein Plädoyer für ihre Erneuerung*, Darmstadt.
- Oevermann, Ulrich (2002), »Wissenschaft als Beruf«, *Jahresbericht der Studienstiftung des Deutschen Volkes 2002*, Bonn, S. 20–41.
- Reichert, Jo (2004), »An die Spitze. Neue Mikropolitiken der universitären Karriereplanung von Sozialwissenschaftlern/innen«, *Forum Qualitative Sozialforschung*, Jg. 5, H. 2, Art. 16.
- Soeffner, Hans-Georg (2004), »Editorial«, *Renue*, Jg. 27, H. 1.
- Thomas, Konrad (2004), »Zwei Sichtweisen«, *Soziologie*, Jg. 33, H. 1, S. 26–29.
- Ulbricht, Susan (2003), »Die Beobachter beobachten sich ...«. Der 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig und seine Öffentlichkeitswirkung«, *Soziologie*, Jg. 32, H. 3, S. 15–19.
- Wissenschaftsrat (2004), *Empfehlungen zu einem Wissenschaftstarifvertrag und zur Beschäftigung wissenschaftlicher Mitarbeiter*, in: [http://www.bmbf.de/pub/empfehlungen\\_wissrat\\_2004.pdf](http://www.bmbf.de/pub/empfehlungen_wissrat_2004.pdf) (30.1.2004).